

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 2 (1934)
Heft: 22

Artikel: David und Jonathan [Fortsetzung]
Autor: Ernst, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lichkeit als Ganzes und in jedem einzelnen seiner Angehörigen.

Nur in wenigen, die, gesammelt und zur Herrschaft berufen, vielleicht allen Formen der menschlichen Gemeinschaft eine große Freiheit und Schönheit zu geben vermöchten, lebt das unverfälschte Erbe der edleren und reichereren hellenischen Welt...."

(Aus dem gleichnamigen Roman, erschienen 1927, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.)

Im Jahre 1931 schrieb der österreichische Gelehrte Prof. Dr. Ferdinand Knoll: „Die Inversion.“

„.... Der Zusammenhang der Inversion mit der Illusionsverringerung im geistigen Menschen wird auch durch die weibliche Inversion bestätigt. Die begabten Frauen, deren Einbruch in die männlichen Berufe wir allenthalben heute beobachten, sind fast ausnahmslos invertiert, und ihre Inversion ist es gerade, die ihnen gleichsam das Hinaufrücken in eine höhere Stufe, eben die Stufe des Mannes, mit dem sie in Wettbewerb treten, verbürgt. —

Vielleicht liegt es nach alle dem nahe, den Satz, daß die geistigen Größen sämtlich mehr oder weniger invertiert sind, nun auch umzukehren und gerade zu sagen, alle Invertierten seien geistig bedeutend. Ich möchte es indessen einer vielfach widersprechlichen Erfahrung gegenüber trotzdem nicht wagen. Ich begnüge mich, zu erklären, daß mir die Inversion eine gewisse Anwartschaft auf den Geist zu geben scheint, ohne daß der Durchschnitt jedoch wirklich jedesmal überschritten zu werden braucht — wobei ich besonders an jene körperlich durchaus weibische Abart der Invertierten denke, der die Ergänzung einer desto virileren Geistesrichtung anscheinend völlig abgeht.

Falsch wäre es indessen, daraus nun etwa den Schluß zu ziehen, die Anlage zum Virilismus sei etwas in auszeichnendem oder anrüchigem Sinne Vereinzeltes und Besonderes. Sie ist viel häufiger als die meisten denken und man darf sagen: überall, wo etwas in geistiger Hinsicht Wertvolles geleistet wird, da ist der Virilismus irgendwie im Spiele.

Ich bin darauf vorbereitet, daß diese Behauptung Ihnen maßlos übertrieben erscheint. Sie ist es dennoch nicht im mindesten. Sie ist es für den nicht, der die Verhältnisse wirklich kennt. Ich kenne sie seit etwa vier Jahren literarisch, und ich habe vor länger als einem Jahr begonnen, die Wirklichkeit, mit den mir theoretisch übermittelten Angaben zu vergleichen oder vergleichen zu lassen. Denn ich selbst komme ja verhältnismäßig nur wenig mit Menschen in Begegnung. Der Erfolg war verblüffend. Meine Vermutungen blieben weit hinter den Tatsachen zurück. Und wenn der Bürger wüßte, was ich heute weiß, er würde meinen, die Welt gehe unter.

Der Grund seiner Unkenntnis ist der, daß er sich durch die herrschende Wissenschaft ein völlig verkehrtes Bild von den Eigenschaften des typischen Virilisten hat entwerfen lassen. Vor allem geht er ja stets von der Voraussetzung aus, die Invertierten seien geistig sowohl wie moralisch durchaus minderwertig. Er hält sie ausnahmslos für abgrundtiefe verdorbene Menschen, degeneriert, verweichlicht, lügnerisch, boshafte, gemein — kurzum für alles das, was die hier gemeinten ganz bestimmt in der Regel nicht sind. Denn, um es einmal unmißverständlich auszusprechen, ich meine mit „Virilisten“ selbstverständlich die höheren Invertierten, obwohl ich recht gut weiß und ja auch bereits zu erwähnen hatte, daß es andere, mit Minderlingszeichen behaftete gibt. Diese kümmern sich aber schon deswegen nicht, weil sie ja überhaupt nichts Virilstisches an sich haben, also gar nicht zum Thema gehören. Außerdem gestehe ich offen, daß ich sie weder kenne noch zu kennen lernen wünsche. Sie bedürfen weniger der Hilfe

als des Mitleids, jedoch schließlich nicht einmal dessen. Denn sie fühlen sich ja wohl. Gerade sie jedoch scheinen — das ist das Merkwürdige — dem Bürger nun typisch für die Inversion. Und so ist es denn freilich kein Wunder, wenn er es fertig bringt, jahrelang neben Invertierten dahinzuleben, ohne sie je zu erkennen.

Ich will Ihnen aber einmal sagen, woran ich die Invertierten, d. h. also: die höheren Invertierten, erkenne. Das wichtigste Merkmal, ein Merkmal, das ich fast für untrüglich halte, ist eine außerordentliche körperliche und seelische Reinheit, die sich jedem schon in den Gesichtszügen deutlich ausprägt. Im Zusammenhang damit steht eine ebenso auffällige innere Anständigkeit und Vornehmheit mit einem starken Idealismus, der vielleicht manchmal in Schwärmerie ausartet. Bemerkenswert ist ferner bei den fortgeschrittenen Typen eine ungewöhnliche berufliche Arbeitskraft, die oftmals für anderweitige Interessen gar keinen Raum mehr läßt. Und auch körperliche Schönheit ist, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, „verdächtig“, zumal jene weiche und halb mädchenhafte, in der die griechischen Bildhauer ihr Ideal erblickten. Gedenke ich dann schließlich noch einer den Durchschnitt überragenden Sensibilität und Phantasiebegabung, so glaube ich alles Wesentliche, was nach dem früher Gesagten über die Ausstattung des Virilisten noch anzuführen war, annähernd vollständig beigebracht zu haben. —

(Aus der kultur-philosophischen Vorlesung „Die Liebe der Wenigen“, erschienen 1931, Verlag „Der Eigene“, Berlin.)

(Schluß folgt)

David und Jonathan.

Von Eug. Ernst.

(Fortsetzung)

Ein heftiger Windstoß, der ihm entgegenkam, zwang ihn dazu, seinen Pelzkragen in die Höhe zu schlagen. Dort vor ihm tauchte schon der Wald auf. Er begann mit einer Schonung; kleine Tannen reckten sich aus dem Schnee und es sah aus, als kämen sie ihm entgegengelaufen. Er war ganz allein in dem großen Schweigen dieser Nacht und würde auch sicher keiner Menschenseele begegnen, denn wer verließ ohne dringendste Not am Neujahrsabend sein Haus?

Aber seine Gedanken kreisten ohne Unterlaß um die Vergangenheit, um alles, was er verloren hatte. Natürlich mußte Klaus glauben, er hätte ihn um seines Mädchens Willen aufgegeben. Den ausführlichen Brief, der sein Handeln erklären, und den er ihm gleich nach der telegraphisch angezeigten Verlobung geschrieben hatte, war ihm uneröffnet zurückgeschickt worden, wie alle die folgenden. Und dann diese wahnwitzige Heirat: Fräulein von Kramer! Klaus kannte sie ebenso wie er, Arno, sie kannte als Typus der Kaltherzigkeit, des Hochmuts und der Oberflächlichkeit. Aber er hatte seine Drohung aus früheren Jahren, die er ihm oft so lachend entgegengerufen, wahr gemacht: „Arno, du gehörst mir, und wenn eine Frau mir dein Herz stiehlt und du mir untreu wirst, heirate ich Malvide Kramer!“

„Untreul“ Ach Gott! Doch wie war es mit Else Stolzenfels? War sie denn nicht überzeugt davon, eine Liebesheirat geschlossen zu haben? Versicherte sie ihm denn nicht so oft, sie wäre „so glücklich!“ und hatte sie nicht noch gestern gesagt, für ihn ginge sie „barfuß nach Mekka?“ Vermißte sie denn etwas? Nein, sie vermißte nichts und er vermißte alles. Sie merkte

nichts, und gerade in diesem „Nichtmerken“ lag die Tragik seiner Ehe. Seine Schwäche hatte ihn in ein Verhältnis hineingeworfen, das er von vorneherein als seiner Natur unangemessen, als unsittlich hätte abweisen müssen, denn der Sinnengenuß bedeutete ihm nichts.... Vor seinen geheimsten Gefühlen und Regungen, vor seinen feinsten Gedanken und Stimmungen lag etwas wie eine Glasplatte, durch die Elsas Augen nicht drangen, die für sie undurchsichtig war. Und hätte er sie gewaltsam zerschlagen diese Scheibe und das, was darunter war, vor Elsas Blicken ausbreitet — o, er wußte, was das Resultat gewesen wäre. Mit einem erstaunten Augenaufschlag, der ihr so gut stand, mit jenem lieblichen Lächeln der Verständnislosigkeit hätte sie zu ihm aufgeblickt und — nichts wahrgenommen.... Wie anders war es mit Klaus gewesen! Der sah und verstand alles. Oft hatten sie, ohne zu reden, nebeneinander gesessen und wortlos

denselben Gedankenfaden weitergesponnen. Sie brauchten gar nicht das Medium der Rede, um sich zu verständigen. „Die Sprache ist viel zu grobes Material für uns“, hatte Klaus oft lächelnd gesagt, „die ist für das gewöhnliche Volk. Wir können sie entbehren, unsere Seelen verkehren unmittelbar.“

Er war rüstig weitergegangen. Es war heller geworden und der Schnee hatte ein metallisches Leuchten angenommen, obgleich der Mond erst eben die Tannenspitzen mit einem schmalen Lichtstreif versilberte. Nirgends war eine menschliche Wohnung zu sehen, nichts als eine weiße Ebene breitete sich um ihn aus, aus der hier und dort ein dunkler Tupfen, eine Strohmiete, eine Heuscheune oder ein Torflager hervorragte. Vor ihm lag wie eine schwarze Mauer der Wald, den er zu durchschreiten hatte, ehe er Nordeckshof, das etwa drei Kilometer dahinter lag, erreichte.

(Fortsetzung folgt)

„Die Seite unserer Frauen!“

MEINE SCHULD.

Novelle von Marie Glöckler.

Wo nur Annelies wieder blieb? Noch gar nichts hatte ich diesen Morgen gesehen oder gehört von ihr. Ich spähte durch die Sträucher und lauschte angestrengt, aber nichts regte sich nur der Brunnen beim Nußbaum plätscherte melancholisch und sang sein altes, uraltes Lied.

Aber da — da knackte es plötzlich in den Zweigen — ich lauschte voll zitternden Glücks, denn jetzt würde bald ein fröhliches Lachen oder ein schelmisches Kichern ertönen, zwei weiche Arme mich umfangen und ich würde mein junges Glück halten voll seliger Wonne — aber nichts von allem geschah. Statt dessen trat die Gärtnerfrau hinter den Büschen hervor, ihre Augen flogen über den Weg zurück und ihre Züge verfinsterten sich, als sie weit und breit niemand entdecken konnte.

„Annelies!“

Wie ein scharfes Messer fuhr der Name durch die Luft. Sie horchte — aber nichts regte sich. Und doch — die Haustüre wurde plötzlich weit aufgerissen und da stand sie, ihre großen Augen fragend auf die Mutter gerichtet.

„Wo warst du denn so lange? Warum bist du nicht gekommen, mir zu helfen? Was hast du denn getan?“

„Nichts!“

„Ja, das weiß ich! Zu nichts mehr bist du zu gebrauchen. Jetzt, wo ich deine Hilfe am nötigsten hätte, machst du, was du willst. Der Aushilfsknecht kann auch nicht Alles besorgen und ein Gärtnerbursche kann ich nicht bezahlen, und du, so jung und stark, läßt deine Mutter allein die schwere Bürde tragen! Ist das auch recht?“

Sie schaute scharf in Anneliesens Augen, aber die zuckte mit keiner Wimper. Stillschweigend hob sie einen schweren Wassereimer vom Brunnenkrog und wollte damit ins Haus zurück, aber ihre Mutter vertrat ihr den Weg:

„Nicht das habe ich gewollt, daß du tun sollst“, herrschte sie ihre Tochter an, „in den Blumenbeeten hat es lauter Unkraut, überall sieht es traurig aus, wenn es so weitergeht, dann sind wir bald am Ende, dann kannst du gehen!“

„Ich gehe ja schon Mutter!“

Fast jubelnd brach es hervor: „O, ich will schon gehen! Ich werde schon durchkommen! Darum brauchst du dich nicht zu kümmern!“

Sie stellte den Wassereimer wieder auf den Brunnenrand und dazu reckte sie beide Arme in die Höhe und ein tiefer, tiefer Atemzug hob ihre junge Brust. Was war das? Ein feiner, weher Schmerz durchzuckte plötzlich mein Sinnen — Annelies sehnte sich fort! Wie sie immer noch dort stand mit einem Blick so weltverloren und hinausstarre so voll großer Sehnsucht in die endlose Ferne — so hatte ich sie noch nie gesehen!

„Ja — dann geh' nur, geh' nur, undankbares Geschöpf, wenn du es übers Herz bringst, deine arme Mutter zu verlassen — dann — kannst du heute noch gehen!“

Die arme Frau schluchzte bitter auf und mir zerschnitt es mein Herz.

Ich stand plötzlich vor Annelies und schaute sie strafend an:

„Das war nicht schön von dir“, sagte ich bebend, „das hätte ich nicht gedacht!“

Annelies senkte betroffen die Augen und ihre Mutter rief mir erregt zu: „Nun, das ist jetzt einmal recht, Fräulein Helen, daß sie es gesehen und gehört haben, wie Annelies manchmal ist mit mir! Wissen Sie nur, noch nie hat sie mir viel Freude gemacht, immer geht sie einen anderen Weg. Es ist etwas seltsames mit dem Mädchen, etwas das ich immer weniger verstehen kann. Arbeiten tut sie schon fast gar nichts, sie steht nur so herum und sinniert in die Luft hinaus, etwas im Haus, oder eine Handarbeit zu tun schon gar nicht. Ich denke aber, daß sie doch im Garten einmal mithelfen könnte, und nun schwatzt sie vom Fortgehen! Sie haben es doch gehört, Fräulein Helen, daß sie fort will?“